

Beilage zu Nr. 33 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstod, den 15. März 1884.

Das Pfeifenrösel von Hamm.

Ein Hamburgischer Roman von J. Steinmann.

(Fortsetzung.)

Karl lächelte selbst.

„Sie verstehen mich nicht und werden mich nie verstehen lernen, aber Rösel wird Ihnen dieselben Worte, die ich Ihnen heute sage, wiederholen. Was uns trennt, ist stärker als der Wille meines Vaters, — Menschenwille wäre überhaupt niemals im Stande gewesen, mich von ihr loszureißen.“

„Bedenken Sie,“ entgegnete Moosheim, „es handelt sich nicht um Ihr Glück allein, sondern auch um das Glück Ihrer Cousine. Sie werden ihr das Herz brechen, wenn Sie ihre Hoffnung zerstören.“

„Rösel das Herz brechen?“ wiederholte Karl leise und träumerisch. „Ich habe es immer für Thorheit gehalten, wenn man von gebrochenen Herzen sprach; ich glaube aber jetzt doch, daß Einem das Herz brechen kann.“

Moosheim fühlte bei diesen Worten seinen Groll schwinden.

„Ich hoffe, Sie morgen ruhiger zu finden,“ sagte er, dem jungen Manne die Hand entgegenstreckend, in welche dieser bewegte die seine legte. „Ueberschauen Sie Alles kaltblütig mit männlich festem Blick; vielleicht findet sich ein Ausweg, den Ihr von Schmerz geblendetes Auge jetzt noch nicht sieht. Denken Sie an das arme Mädchen, welches vielleicht noch schwerer unter dem Verhängniß zu leiden haben wird, als Sie.“

„Moosheim, wollen Sie mich morgen nach Flensburg begleiten?“ fragte Karl statt der Antwort.

Bernhard dachte einen Augenblick nach. Wie häufig hatte er schon der Versuchung widerstanden, Rösel aufzusuchen und jetzt sollte er sie wiedersehen in Karl's Gegenwart?

„Nein, ich kann Sie nicht begleiten,“ sagte er, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend. „Geschäftsangelegenheiten wichtiger Art machen meine Anwesenheit in Hamburg für den Augenblick durchaus notwendig. Es ist auch besser, Sie gehen allein, ich werde meine Tante von Ihrem Kommen in Kenntniß setzen. Hier haben Sie ihre Adresse.“

Er schrieb hastig einige Worte auf eine Karte und übergab sie Karl.

„Ich danke, Moosheim,“ entgegnete dieser. „Vielleicht findet Ihre treue Freundschaft eines Tages ihren Lohn.“

Bernhard kehrte in seine Wohnung zurück, von den seltsamsten Gefühlen bewegt. Nur der eine Gedanke stand klar vor seiner Seele, daß hier ein Geheimniß verborgen war, das er nicht zu ergründen vermochte.

Am Morgen, der dem Abend folgte, an welchem Bernhard Moosheim ein Zeuge der Scene in der Lehmhütte geworden war, traten zwei Frauengestalten in die Hütte am Wege ein, während zwei Polizeibeamte draußen Wache hielten.

Die Frau lag noch immer auf ihrem ärmlichen Lager und es schien, als wenn das Leben bereits aus ihrem Körper entflohen sei. Sie lag mit geschlossenen Augen und rührte sich auch nicht, als eine der eingetretenen Frauen ihre Hand erfaßte und sich mit ihr zu schaffen machte.

„Atmet sie noch?“ fragte die Andere.

„Der Puls geht sehr schwach. Sieb mir von den Tropfen, Anna.“

Die mit diesem Namen Angeredete zog aus einer Seitentasche ihres schweren, faltigen Kleides ein Fläschchen mit einer wasserhellen Flüssigkeit und brachte es an die Lippen der bewusstlosen Frau. Unmittelbar darauf öffnete diese die Augen und sah mit einem verwunderten und zugleich entsetzten Ausdruck auf die beiden Frauen, welche auf Moosheim's Veranlassung herbeigekommen waren.

„Wo ist Jakob?“ kam es dumpf über ihre bleichen Lippen.

„Fühlt Ihr Euch kräftig genug, uns zu begleiten?“ sagte die eine der beiden Frauen, ohne die an sie gerichtete Frage der Leidenden zu beantworten.

„Bringen Sie mich von hier fort,“ flüsterte das arme Weib kaum hörbar. „Ich kann aufstehen.“

Sie machte einen Versuch sich zu erheben, sank aber sofort wieder auf das Lager zurück.

„Versuche sie aufzurichten, Martha,“ sagte die Frau, welche Anna genannt worden war.

Den vereinten Bemühungen der Frauen gelang es endlich, die Leidende aufzurichten. Schon wollten sie mit ihr den elenden Raum verlassen, als die Kranke mit entsetztem Gesichtsausdruck auf ihr Lager zurückdeutete.

„Unter — dem — Strohh,“ murmelte sie.

Dann fiel ihr Kopf schwer auf die Schulter der einen ihrer Begleiterinnen; sie war ohnmächtig geworden. Mit Hilfe der Polizeibeamten wurde sie in einen bereitstehenden Wagen getragen, während die

andere der beiden Frauen unter dem Strohh nachsuchte. Sie fand ein, mit einem zerrissenen weißen Shawl umwickeltes Päckchen.

In diesem Augenblick traten die beiden Polizeibeamten in die Hütte, um ihre Nachforschungen fortzusetzen und den Bewohner zu erwarten.

Die Frauen, welche Krankenpflegerinnen waren, brachten die Leidende in das „Allgemeine Krankenhaus“ und legten sie auf ein Bett, nachdem man ihr andere Kleider gegeben hatte. Sie kam aber erst am Nachmittag, nachdem man ihr einige Tropfen Bouillon und etwas Wein eingeflüßt hatte, wieder zum Bewußtsein. Der Arzt behauptete, sie sei, dem Hungertode nahe gewesen.

Wie sie nun so dalag in den schneeigen Kissen, machte die Wärterin Anna, in deren besondere Obhut die Kranke gegeben war, die Bemerkung, daß die Unglückliche eines Tages sehr schön gewesen sein müsse und auch noch nicht so alt sein könne, wie sie es anfänglich geglaubt hatte.

In dem Päckchen, welches die andere Wärterin gefunden hatte, befanden sich versiegelte Papiere und ein schlichter, goldener Ring, in dessen innerer Seite man „Der siebente Mai“ las.

Nur ganz besondere Umstände konnten die Unglückliche veranlaßt haben, den Ring, trotz aller Noth, von welcher man sie umgeben fand, so sorgsam zu bewahren.

Die arme Frau hatte gegen Abend einige Stunden geschlafen. Als sie die Augen öffnete, blickte sie wieder erschrocken um sich. Aber dann schwand ihre Furcht.

„Wo bin ich?“ fragte sie matt.

„Im Krankenhaus,“ entgegnete die Pflegerin ruhig. „Sie haben hier nichts zu fürchten.“

„Und er, — darf er nicht hierherkommen?“

„Hierher darf Niemand kommen, der nicht besondere Erlaubniß dazu hat.“

„Sie werden sie ihm nicht ertheilen,“ sagte die Kranke voller Unruhe. „Er würde mich ermorden.“

„Er? Wer?“ fragte die Wärterin unwillkürlich neugierig.

„Jakob,“ entgegnete die Frau, zusammen schauend, als sie den Namen mit Anstrengung über ihre Lippen brachte.

„Wer ist Jakob? Ihr Mann?“

„Nein, — nein. Dem Himmel sei Dank, daß er mich aus seinen Händen errettete.“

Dann lag sie wieder still und ruhig und fragte nicht weiter. Der Arzt hatte vor allen Dingen Ruhe anempfohlen und das Sprechen verursachte der Ärmsten ersichtlich große Anstrengung.

Von dem Tage an, an welchem Frau Dorner, wie sie sich nannte, im „Allgemeinen Krankenhaus“ Aufnahme gefunden hatte, begann sie sich merklich zu erholen. Sie schien völlig kraftlos gewesen zu sein und in dem Grade, wie sie sich erholte und Speise und Trank zu sich nahm, besserte sich auch ihr Aussehen und bereits nach drei Wochen konnte sie schon ab und zu eine Stunde am Fenster sitzen, obgleich der Arzt seine Besorgniß über ihren Zustand nicht verhehlte.

Die Wärterin vermied es, mit ihr über den Mann zu sprechen, den sie so sehr zu fürchten schien, seitdem sie bemerkt hatte, daß allein sein Name ausreichte, um ihre Schutzbefohlene in einen nahezu verzweiflungsvollen Zustand zu versetzen. Als Anna sie einmal gelegentlich gefragt hatte, wer dieser Mann sei und in welcher Beziehung er zu ihr stände, brach Frau Dorner in ein krampfhaftes Schluchzen aus und bat unter Thränen, sie nicht wieder an jene entsetzliche Stunde zu erinnern.

Frau Dorner's Gesicht hatte nichts von der früheren Blässe verloren, aber bisweilen brannten auf ihren Wangen dunkle Rosen und dann glänzten ihre Augen wie zwei funkelnde Sterne, so daß Anna sie voller Besorgniß anblickte.

Eines Tages sah die Kranke wieder am Fenster ihres kleinen Stübchens und blickte auf die Straße hinaus. Es war Frühling geworden und die Sonne schien so warm und belebend, daß Jedermann neuer Lebensmuth durch die Aern rollte. Aber sie fühlte, daß ihre Kräfte im Abnehmen begriffen seien. Die weiche, milde Luft, welche von oben hereinzog, ermattete sie und erweckte in ihr die Sehnsucht nach Ruhe. Unwillkürlich dachte sie an die traurige Zeit ihres Aufenthalts in der elenden Behausung und ein inniger Dank für die, welche sie ihrem Jammer entrissen hatten, erfüllte ihr Inneres. Sie faltete die Hände und eine Thräne fiel in ihren Schooß.

In diesem Augenblick erschien Anna auf der Schwelle des Zimmers.

„Sie sollen nicht weinen, Frau Dorner,“ sagte sie ernst. „Ich glaube, Sie können zufrieden sein, daß es so gekommen ist.“

„Das bin ich auch,“ entgegnete die Leidende, tief aufathmend. „Nennen Sie mir jetzt den Namen

meines Retters,“ fuhr sie plötzlich lebhaft fort. „Sie haben mir schon so lange versprochen, daß ich Auskunft darüber haben soll —“

„Was thut der Name?“ entgegnete Anna. „Haben Sie jemals in Ihrem Leben den Namen Bernhard Moosheim gehört?“

Die Kranke dachte einen Augenblick nach, dann schüttelte sie den Kopf.

„Niemand,“ sagte sie.

„Nun, Ihr Retter heißt Bernhard Moosheim. Sie können ihm Ihren Dank abstellen, wenn Sie erst ganz gesund geworden sind. Ich werde Ihnen dann seine Adresse mittheilen.“

Und dann war Frau Dorner wieder allein, denn ihr Zustand erforderte die ununterbrochene Gegenwart einer Krankenpflegerin nicht mehr. Mit Bangen gedachte sie der Zukunft und was aus ihr werden sollte, wenn sie wirklich gesund würde und diese Stätte der Ruhe und des Friedens verlassen müßte. Sie glaubte nicht daran, daß sie jemals im Stande sein würde, wieder ihren eigenen Weg zu gehen.

„Ich kann nicht mehr kämpfen,“ murmelte sie, „ich kann nicht.“

Sie war so müde geworden in dem ununterbrochenen Kampfe, denn ihr ganzes Leben war ein solcher gewesen.

Sie seufzte aus tiefster Brust auf, — ein qualvoll banger Seufzer, und ihr Blick glitt langsam zum Fenster hinaus nach der gegenüberliegenden Seite des Hauses. Die Sonne scheint so lind und warm und in den lauen Lüften, die oben durch die Fensteröffnung dringen, glaubt sie die Botschaft des Frühlings zu hören.

Pötzlich bleiben ihre Augen starr auf einen Punkt gerichtet. Ihr Antlitz nimmt den Ausdruck des Entsetzens an.

„Jakob!“ ruft sie und sinkt bewußtlos von dem Stuhl zur Erde.

In diesem Zustande fand sie Anna, als diese eine halbe Stunde später in's Zimmer trat. Der herbeigerufene Arzt suchte die Achseln, er hatte schon lange befürchtet, daß ein solcher Moment eintreten würde und sagte, daß keine Hoffnung vorhanden sei, sie noch für längere Zeit am Leben zu erhalten. Der Anfall werde sich wiederholen und ein schmerzliches Ende herbeiführen.

Frau Dorner kam erst gegen Morgen zum Bewußtsein und das Sprechen schien ihr schwer zu werden. Sie hatte Anna herbeigewinkt und man sah deutlich, daß sie reden wollte, aber es kam kein Laut über ihre Lippen. Dieser Zustand schien die sichtlich Aufregung, in welcher sich die Leidende befand, noch zu erhöhen.

„Die — Papiere!“

Mit ungeheurer Anstrengung hatte sie diese Worte endlich über ihre Lippen gebracht.

Anna ging zu einem Eschranke und nahm das selbe Päckchen heraus, welches Martha unter dem Strohh der Lehmhütte hervorgezogen hatte. Es war noch unverfehrt, selbst der zerrissene, weiße Shawl noch darum gewickelt, aber als Anna der Kranken das Päckchen reichte, nahm diese es in ihre zitternden Hände und preßte es an ihre Brust. Dann erst wurde sie ruhiger. Nach Verlauf einer halben Stunde winkte sie Anna abermals zu sich. Diese brachte ihr Ohr an den Mund der Kranken.

„Ich muß Herrn Moosheim sprechen,“ hauchte diese. „Schlagen Sie es mir nicht ab. Ich kann das Geheimniß nicht mit in's Grab nehmen.“

Anna hatte ihre Worte mehr errathen, als verstanden.

„Ich will zu ihm schiden, er ist ein edler Mann und wird Ihre Bitte erfüllen.“

Ein dankbarer Blick der Kranken lohnte ihr für diesen Trost.

Aber Stunde auf Stunde verging und der sehnlichst Erwartete erschien nicht. Man hatte ihn nicht zu Hause angetroffen und wußte auch nicht, wohin er gegangen war. So mußte der Bote, welcher abgefandt war, um ihn zu holen, warten, bis er zum Mittagessen nach Hause zurückkehrte.

Sobald Bernhard die Botschaft erhielt, folgte er derselben. Er hatte noch niemals einen Nothleidenden warten lassen, wie vielmehr sollte er nicht dem Rufe der armen, unglücklichen Frau Folge leisten, welche er so tief im Elend gesehen hatte, um ihr die Sterbestunde zu erleichtern? Der Bote sagte ihm, daß die Sterbende gewünscht hätte, ihm ein Geheimniß anzuvertrauen, ehe sie aus dem Leben schied. Und es mußte wohl ein düsteres, unheilvolles Geheimniß sein, welches diese Frau so tief in das Verderben hinabgeschleudert hatte, daß sie sich nie mehr aufrichten konnte und daß es ihr unmöglich war, sich von dem Elenden zu befreien, der sich wie das Unheil an ihre Fersen geheftet hatte.

Als Bernhard bei der Kranken eintrat, sah diese aufrecht im Bette. Sie sah gespensterhaft bleich aus

vor-
welche
er
en an-
freier
dt,
eipzig.
weisung
ng von
ucht m.
seitigen.
in C.,
Pf.,
ll
ebht
icht
heilt
aar,
heide
ne der
t We-
nit die-
Spesen-
ab.
ng
bestens
g und
legel.
ll.
lung-
il.
Uhr an
itter.
er.
Uhr an
adel.
LS.
Uhr an
der.
US.
Uhr an
her.
n.
Uhr an
ein.
ge.